

Kaputt, welche Verheissung!

Das waren Zeiten, als wir die Alltagsgegenstände reparierten – und nebenbei ihre Seele entdeckten.
Von Martin Meyer

1944 erschien ein Roman des italienischen Schriftstellers Curzio Malaparte mit dem Titel «Kaputt». Darin beschrieb der Verfasser in drastischer Sprache die Qualen, Grausamkeiten und Perversionen des Weltkriegs. Fortan besaßen die kaputten Seelen, die damals Europa als Täter und Gedankentäter bevölkerten, einen literarischen «Ort» – eine Art von Heimat, die unter den Gebildeten der Epoche zitierfähig geworden war.

Bis heute hält sich auch die Redewendung von «kaputten Typen», die freilich wie vieles andere im Sprachgebrauch inflationär geworden ist. Man schmeisst sich das Etikett gegenseitig an den Hals und hat es schon wieder vergessen. Die Etymologie kann wenig Auskunft geben über die Herkunft des Adjektivs. Schlägt man nach, entdeckt man den Hinweis, dass es vermutlich während des Dreissigjährigen Kriegs aufgekommen sei, und zwar beim Kartenspiel: Nachdem alle vorangegangenen Stiche verloren waren, war man damit nun eben finito und kaputt.

Hoffnung auf Reparatur

Bis in die siebziger Jahre, vielleicht darüber hinaus, besaß das Wort auch eine weitere – die hauptsächlich – Bedeutung. Es bezog sich bekanntlich auf die Dingwelten und ihre Gegenstände, die kaputtgehen konnten und deshalb auch kaputtgingen. Der kaputte Plattenspieler, das kaputte Küchengerät, der Haarföhn, der kaputt war, die Schreibmaschine, der Rasierapparat, tausend Möglichkeiten für tausend Sachen – und, dies ist die Pointe, daran gekoppelt eine therapeutische Perspektive, nämlich die Heilung, die schnelle oder geduldige Umkehrung, das Instandsetzen, die Reparatur.

Denn kaputt, das war in der Regel nicht hoffnungslos kaputt, zerstört, zu Ende. Es war ein Schwebezustand der Aberration, eines verletzten Innenlebens, eines Bruchs oder Unterbruchs, wie man in der Schweiz ganz treffend sagt, ein vorläufiges Unwohlsein, mitunter eine Frechheit, die dafür zu bezahlen hätte, ein böser Zufall, eine Stockung, etwas Verrenktes oder Verrostetes, Ermüdung von Material, das gesprungene Teil, eine gelöste Verbindung, der Riss im Ganzen, was weiss ich.

Nur vor diesem Horizont besaß das Wort kaputt auch eine magische Qualität, die es über den banalen Befund, dass etwas nicht mehr seinen Dienst tun wollte, weit hinaushob. Wenn mein Vater sagte, der Staubsauger sei kaputt, hatte das erstens mehr Gewicht, als wenn meine Mutter gesagt hätte, der Staubsauger sei kaputt, weil er, der Vater, die Autorität für solche Fälle war; und zweitens deutete diese Autorität damit bereits an, dass da eigentlich Gelassenheit angebracht wäre, weil die Wesenheit des Staubsaugers dadurch hoffentlich nicht im Kern getroffen sei, er, der Staubsauger, vielmehr nun zügig repariert werden müsse, was der Vater für dieses Gerät leider nicht selber tun könne, aber für andere defekt gewordene Dinge schon, worauf immer oder fast immer eine Stimmung wie im Märchen vor dem Wunder aufkam.

Gott spielen

Bevor ich zum Schluss oder zur Konklusion komme, noch dies. Gerade weil wir Kinder vom Status des Kaputten sub specie reparationis magisch angezogen waren – wäre doch das Leben auch so leicht wieder zu korrigieren gewesen wie der Mixer mit dem heulenden Motor –, waren wir auch fasziniert von dem Gedanken, etwas kaputtzumachen oder mindestens in seine Bestandteile zu zerlegen. Im Idealfall hätten wir Vater oder Gottvater gespielt und nach dem so entstandenen Chaos die Schöpfung wiederhergestellt.

Die Eltern hatten dafür überraschenderweise ein gewisses Verständnis. Wenn ein Mitglied der Verwandtschaft verstorben war, wurde nicht selten dessen Wecker konfisziert und als Trophäe nach Hause gebracht. Dort wurde uns das Stück zum Verzehr gereicht, der eben darin bestand, dass wir, die superklugen Baumeister und Alleskönner, den Wecker auseinandernehmen sollten, bis er tatsächlich ganz kaputt war, worauf der Umkehrprozess einsetzen musste, das Schepperding zusammenzufügen. Die Lebenszeit des alten Besitzers war ausgelaufen, der Wecker hatte ihm zum letzten Male ins Ohr geschrielt, plötzlich stand das Ding auf verlorenem Posten und wurde deshalb gnädig zur Adoption freigegeben.

Eine gewisse Kenntnis des Innenlebens der Aufziehwecker hatten wir entwickelt. Der Schritt von der Abstraktion zur Praxis misslang permanent. Besonders tückisch verhielt sich die Feder. Wenn sie endlich eingefädelt und auf die Rolle gebracht schien, verursachte ein minimaler Fehlgriff zwischen dem Zeige- und dem Mittelfinger, dass sie wie ein Geschoss lossauste, ein hässliches Sirren inszenierte und uns um die Ohren flog. Wertvoll an solchen Vorgängen des Missgeschicks war, dass wir den Hauch einer Anschauung davon bekamen, wie ein Gegenstand, der gegen aussen hin bloss aus einem Gehäuse, einem Ziffernblatt und ein paar unauffällig eingesetzten Schrauben und Knöpfen bestand, ein aufwendiges Innenleben hatte, das überhaupt erst für Funktion und Bewegung des Apparats sorgte.

Dunkel begannen wir zu ahnen, dass es mit dem menschlichen Körper ähnlich bestellt sei: hinter schöner oder weniger schöner Hülle ein enormes Getriebe, das Herz die Feder, Laune und Fühlen im Gesicht das Ziffernblatt, und so weiter, für Laien das pure Chaos, aber auch für Ärzte und selbst für die Chirurgen längst nicht immer transparent, geschweige denn beherrschbar. L'Homme Machine – es war doch ziemlich naheliegend, dass die Philosophen der Aufklärung in ihrem Rausch, mit der neu entdeckten Welt der Maschinen auch das Menschliche zu assoziieren, ja zu identifizieren, dem höheren Materialismus zu frönen begannen.

Die Seele der Dinge

Nicht mehr sehr lange blieb der Befund «kaputt» ein Stadium des Übergangs zur Erneuerung. Apparate, Geräte, Dinge, Nützliches und immer mehr Unnützes, das meiste wurde nun so produziert und verschweisst, dass bei Krankheit häufig nichts mehr zu machen war, weder vom Vater noch von den Spezialisten. Man warf es weg, weshalb das Etikett von der Wegwerfgesellschaft aufkam, später wurde artgerechte Entsorgung verlangt, was uns auch der Sorge enthob, darüber nachzudenken, was mit dem Müll wirklich passierte.

Kinder wurden erfahrungsärmer. Sie lernten nur noch das alles oder nichts, selten mehr das träumende Zwischenstadium, da etwas zwar nicht mehr richtig tut, aber wieder auf den Weg gebracht werden könnte, und mit der binären Logik der Digitalisierung, die dann zwar ja auch Grossartiges schuf, bestätigte sich dieses Prinzip des Entweder-oder.

Kann sein, dass man noch entdecken wird, dass auch die Gegenstände – wie heute angeblich bereits die Roboter – eine Seele haben oder hätten oder damals gehabt hatten, als sie ihre Innereien preisgaben, wenn die Mechanismen des Verschlusses geöffnet wurden und wir mit stillem Staunen, vielleicht mit stillem Grauen dort hineinschauten und dabei versuchten, dies oder jenes zu erhaschen, was uns sinnfällig ihren Gebrauch verbürgte, ein Zahnrad, die böse Feder, eine langsam kreisende Schwungmasse, selbst der Elektromotor.

Aus dem NZZ-E-Paper vom 04.01.2018